

NACH DER MASCHINE

Über «Uni-Angst und Uni-Bluff»

1993

Im April 1993, an einem frühen Vormittag, stehe ich auf dem grauen, fensterlosen Gang der Universität. Mit mir, sich an ihren Umhängetaschen festhaltend, auf den Boden blickend, warten vielleicht 40 andere. Einige lehnen an der Wand, schauen unbeteiligt, manche rauchen, jede und jeder für sich allein, niemand spricht, es ist seltsam still. Wir blicken durch die geöffneten Türen in einen leeren Seminarraum hinein, doch niemand wagt, ihn zu betreten. Dann kommt die Dozentin, passiert wort- und grußlos die Wartenden, betritt den Raum und legt ihre Tasche auf dem Pult ab. Langsam, immer noch stumm, folgen ihr die Studierenden. Und so setze schließlich auch ich mich in Bewegung, um wie die anderen einen Platz einzunehmen. Von da an verlässt mich meine Erinnerung. Doch was ich genau weiß, ist, wie das nahezu alles überwältigende Gefühl einer erdrückenden Einsamkeit mich viele Jahre begleitet hat. Zugleich war dieses Gefühl mit einem zweiten Empfinden verbunden: einer freudigen Erwartung, die später immer mehr zu einer Gewissheit wurde, ohne sie ganz zu erreichen, nämlich, ein Teil dieser Institution Universität zu sein, teilzuhaben an einem ungeheuren Bildungserlebnis.

Die unvermittelte Gleichzeitigkeit dieser beiden Gefühle war mir kaum begreiflich, jedenfalls so lange, bis ich nach einigen Wochen auf ein Buch stieß, das meiner Erfahrung Ausdruck verlieh; ein Buch, das meine Empfindungen nicht nur in Worte zu fassen schien, sondern auch eine ganze Reihe mal beruhigender, mal empörender Erklärungen für meine Situation anbot. Ich erfuhr, dass ich in meiner Erfahrung nicht allein war, dass der Autor seine eigenen Anfänge an der Universität in ganz ähnlicher Weise erlebt hatte: «Ich fühlte mich elend und erhaben zugleich. Elend, weil einsam und irgendwie ungenügend. Erhaben, weil ich jetzt einer von jenen war, zu denen ich all die Jahre aufgeschaut hatte.»¹ Es fanden sich darin aber auch Sätze wie folgender, eine Seite weiter, in dem ich mein eigenes Begehren wiederzuerkennen vermochte: «Ich wollte die Theorienetze, in

¹ Wolf Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff heute. Wie studieren und sich nicht verlieren*, vollständig überarbeitete Neuauflage, Berlin 1992, 7.

denen sich – so schien mir – die bedrohlich unverstandene Wirklichkeit fangen und bannen ließ, verstehen und solche Sätze selbst flechten können».²

Dieses Buch ging mich an. Mit diesem Buch, das war mir sofort klar, war ich gemeint. Sein Titel: *Uni-Angst und Uni-Bluff. Wie studieren und sich nicht verlieren*.³ Geschrieben hatte es Wolf Wagner, ein Autor, in dessen Biografie sich die Lebenswege einer ganzen Generation abbilden: anti-autoritärer Sponti, politischer Aktivist, Mitglied einer sozialistischen Assistenten-Zelle am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin und, nach einigen Um- und Irrwegen und dem Zusammenschluss der beiden deutschen Staaten, Professor und Rektor einer ostdeutschen Fachhochschule.⁴

Den Hinweis auf *Uni-Angst und Uni-Bluff* fand ich in einer fotokopierten Broschüre der Fachschaftsvertretung Germanistik. Auf den Büchertischen im Mensafoyer, wo es einen selbstverwalteten Buchladen gab, der dort bis zu jenem Zeitpunkt existieren sollte, an dem die Mensa im Stile einer Firmenzentrale umgestaltet und sämtliche Reminiszenzen an studentischen Aktivismus getilgt wurden, lag dieses Buch griffbereit auf einem kleinen Stapel, daneben Bühnenprogramme von Matthias Beltz und preisreduzierte Mängel Exemplare von Haffmans und Wagenbach.

Auf dem rot-grünen Einband findet sich eine Zeichnung von Gerhard Seyfried. «Welcome to the Machine» – so ist eine schematische Darstellung überschrieben, welche die Universität als Fabrik zeigt. Ein männlicher Studienanfänger ist vielfältigen Bearbeitungsprozessen, die sich als fordistische Disziplinierung beschreiben ließen, ausgesetzt. Am Ende dieser Zurichtung verlässt er, sofern er nicht durch einen mit «Berufsverbot» beschrifteten Greifarm vom Fließband aussortiert wurde, die Universität als biederer Angestellter mit Hut.

Anfang der neunziger Jahre erschien mir diese Zeichnung wenig treffend. Ich war sehr gerne an die Universität gegangen, und so naiv, wie mir der Studienanfänger in der satirischen Darstellung schien, war ich ja wohl kaum – zumindest bildete ich mir das ein. Ich verbuchte die Zeichnung als Teil einer linken Nostalgie, die mich überall umgab, die mir nahe war, deren theoretische Sinnstiftungsangebote mir für mein eigenes Leben jedoch kaum mehr zutreffend schienen.⁵ In einer späteren Ausgabe des Buches war die Zeichnung dann vom Cover verschwunden. Doch was ich im Inneren las – das fesselte nicht nur mich.

Uni-Angst und Uni-Bluff war in den achtziger und neunziger Jahren ein Bestseller – zumindest in linken, studentischen Kreisen. Der Rotbuch Verlag hat über 200.000 Exemplare verkauft. Heute hingegen scheint das Buch fast vergessen. In den Buchgeschäften, die sich an der Peripherie der Universität über Wasser halten, ist das einstige Standardwerk nicht mehr vorrätig. Bei Amazon finden sich im Segment «Allgemeine Studienratgeber» unzählige Bücher, die handfeste Lebenshilfe bieten und konkrete Bewältigungsstrategien in Aussicht stellen – so etwa die vielen Bände aus dem Studienscheiss Verlag, der sich mit Büchern wie *Bachelor of Time: Zeitmanagement im Studium* oder dem *Arschtritt-Buch: Selbstmotivation im Studium* nassforsch an Studierende herankumpelt. Vom

² Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [1992], 8.

³ Vgl. ebd.

⁴ Wagner hat seiner eigenen Biografie den etwas koketten Titel *Ein Leben voller Irrtümer* gegeben. Vgl. ders.: *Ein Leben voller Irrtümer. Autobiografie eines prototypischen Westdeutschen*, Tübingen 2017.

⁵ Ausführlich zu dieser Zeichnung vgl. Gerald Raunig: *Fabriken des Wissens. Streifen und Glätten I*, Zürich 2012, 42 ff.; dazu wiederum kritisch: Susan Kelly: *Is the University a Factory?*, in: *Mute*, Oktober 2013, www.metamute.org/editorial/reviews/university-factory, gesehen am 22.2.2015.

vorlauten Bescheidwissen und patenter Anwendungsorientierung war *Uni-Angst und Uni-Bluff* weit entfernt. Jene Fassung, die ich 1993 im Mensafoyer kaufte und die mir wie ein Wegweiser schien, hat eine längere Geschichte. Ihr Ursprung liegt in einem Aufsatz, den Wagner 20 Jahre zuvor unter dem Titel «Der Bluff» in *Prokla* veröffentlicht hatte.

1973

In der Artikel «Der Bluff» fragt Wagner danach, wie Universitäten zum «Lernzusammenhang solidarisch agierender Studentengruppen werden können»,⁶ und analysiert, wie sich das Miteinander demgegenüber tatsächlich gestaltet. Die Absicht, so heißt es etwas angestrengt in den ersten Absätzen, liege darin, zu zeigen, «daß sich die besonderen universitären Verkehrsformen mit Notwendigkeit aus der Rolle ergeben, die der Universität im Reproduktionsprozeß der kapitalistischen Gesellschaft zufällt» – ein Prozess, den es im Sinne des «objektiven Interesse[s] des Proletariats an der Aufhebung dieser bürgerlichen Gesellschaft»⁷ zu beenden gelte. Wenn der Aufsatz in Folge analysiert, «[w]elche Einstellungen und Verhaltensdispositionen [...] die Wahrscheinlichkeit von Erfolg im universitären Bereich» erhöhen, dann nicht als Handreichung zum beruflichen Erfolg. Dem Aufsatz geht es vielmehr darum, die Prozesse, über die sich Herrschaft reproduziert, am Beispiel der Universität zu verstehen und zu unterbrechen.

In «Der Bluff» entwickelt Wagner erstmals jene These, die auch für *Uni-Angst und Uni-Bluff* zentral sein wird, nämlich, dass für den Erfolg im akademischen Betrieb gerade nicht formale Kriterien (etwa bestandene Prüfungen, erreichte Qualifikationsstufen oder Forschungsleistungen) bestimmend seien, sondern die Fähigkeit, eine ganz bestimmte Umgangsweise mit den eigenen «unbewußten und unkontrollierten Bedürfnisse[n] und Ängste[n]»⁸ zu erlernen, zu perfektionieren und als Selbstverhältnis zu verinnerlichen – der titelgebende «Bluff», der im Laufe der Zeit immer mehr die Form eines Selbstbetrugs annahme. Nur jene, die «die Blufftechniken bis zur Perfektion erlernt und geübt»⁹ haben, seien in der gegenwärtigen Universität erfolgreich. Doch der von allen reproduzierte Bluff habe, so Wagner, weitreichende Folgen: Er reproduziere nicht nur eine «allgemeine Konkurrenzsituation, die sich allein schon aus der Hierarchie des Wissens ergibt, [sondern auch] die ständige Angst vor dem anderen, der den Bluff durchschauen könnte».¹⁰

Als ich auf diesen Gedanken in *Uni-Angst und Uni-Bluff* stoßen sollte, würde er mir unverständlich bleiben. Es brauchte viele Semester, um zu verstehen, was damit gemeint war. Und erst Jahre später – ich war mittlerweile selbst Lehrender – würde ich beobachten und am eigenen Körper spüren können,



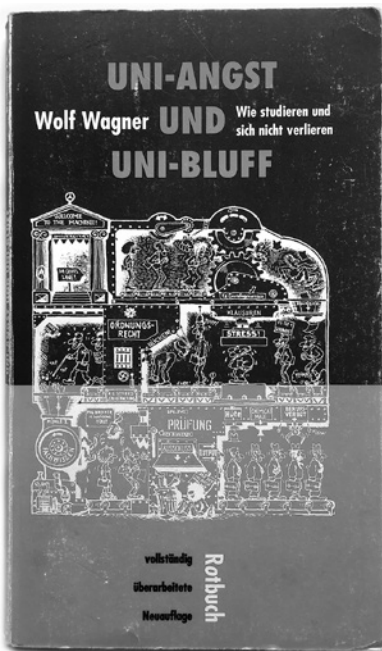
⁶ Wolf Wagner: Der Bluff. Die Institution Universität in ihrer Wirkung auf die Arbeitsweise und das Bewußtsein ihrer Mitglieder, in: *Prokla*, Nr. 7, Mai 1973, 43–81, hier 43.

⁷ Ebd., 57.

⁸ Ebd., 59.

⁹ Ebd., 75.

¹⁰ Ebd., 61.



dass die größte Angst in vielen mündlichen Prüfungen nicht die Studierenden, sondern die Prüfer_innen haben – vor dem Urteil der Kolleg_innen, vor dem abschätzigen Blick, mit dem die mehr oder weniger unzureichenden Leistungen des <Prüflings> und die betreuende Person in eins gesetzt werden. Der Bluff, so Wagner, sei eine Strategie der Angstabwehr, von allen geteilt und reproduziert – und mit weitreichenden negativen Folgen, wie er am Beispiel von Diskussionen nach Fachvorträgen verdeutlicht. Die Angst der Diskutierenden, so schreibt Wagner 1973, verschwinde erst,

wenn klar ist, daß der andere zu wenig weiß, um gefährlich zu werden. Da der andere aber eben dies fürchten muß, muß er die Kommunikation in Bahnen halten, in denen es auf gar keinen Fall zu einer solchen Entlarvung kommen kann. Ein Gespräch kann sich also nur als beinahe ritualisiertes, ganz vorsichtiges Abtasten entwickeln. Das Resultat ist gegenseitige Isolierung, die äußerlich meist als Arroganz erscheint.¹¹

In der Folge erweitert Wagner die Thesen und Beobachtungen aus «Der Der Bluff» zum Buch. 1977 erscheint die erste Auflage; viele weitere folgen in kurzer Zeit. Über den Verlauf von 30 Jahren überarbeitet Wagner *Uni-Angst und Uni-Bluff* zwei Mal so gründlich und umfassend, dass die 1992 und 2007 erschienenen Ausgaben getrost als Neufassungen durchgehen können. Über seine Editions-geschichte hinweg lässt sich das Buch als Ausdruck einer sich wandelnden Struktur von Universität und den sich gleichermaßen verändernden Selbstverhältnissen ihrer Angehörigen lesen. Und bis in die Gegenwart verwebt sich diese Geschichte mit meinem eigenen Leben in der Institution.

1977/1992

Anfang der neunziger Jahre zog mich vor allem eines an die Universität: Die Aussicht auf eine besondere Art zu leben, eine intellektuelle, auf Gemeinschaft beruhende Form des Miteinanders, die ich aus *campus novels* kannte, die ich begeistert las. Der Kontrast zur Universität im Ruhrgebiet, die ich besuchte, stolzes Ergebnis sozialdemokratischer Bildungspolitik der sechziger Jahre, hätte nicht größer sein können. Wie die Autofabrik, deren Gelände kurz hinter den Wohnheimen der Studierenden anfing, lag sie an der Peripherie der Stadt. Das Campusleben, das ich mir ausgemalt hatte, gab es nicht. Die Stadt war damals vieles, aber sicher keine Universitätsstadt. Am Abend fuhren alle, Studierende und Lehrende, zurück in die Vororte, in denen sie wohnten – so auch ich.

Mit der Erfahrung von Vereinzelung und Einsamkeit beginnt *Uni-Angst und Uni-Bluff*, und vielleicht fand das Buch in mir auch deshalb einen

¹¹ Wagner: Der Bluff, 6.

aufmerksamen Leser, weil ich bei allen Unterschieden zur Biografie des Autors in seinen Überlegungen meine eigenen Fragen wiedererkannte: Was war das für ein seltsames System, in das ich da hineingeraten war? Was machte es mit mir und den anderen? Und was hieß es für das Vorhaben eines <eigenen> Studiums? Wagner trifft zwei grundlegende Unterscheidungen. Auf der Ebene des wissenschaftlichen Arbeitens stellt er dem «Entstehungs-» einen «Rechtfertigungsprozess»¹² gegenüber; mit Blick auf die gesellschaftliche Aufgabe der Institution unterscheidet er «Aufstiegs-»- und «Problemlösungs-funktion» von Universität. Diese Gegenüberstellungen ermöglichen es Wagner, jene Probleme zu bestimmen, die erklärten, warum es den «Bluff» gebe. Und sie erlauben ihm, potenzielle Auswege aus der jeweils gegenwärtigen Universität zu skizzieren.

Das Problem, so Wagner, sei, dass Studierende einerseits zu selten vom unordentlichen, offenen, unklaren und von Zufällen abhängigen Entstehungsprozess von Wissenschaft erführen. Denn hinter der Sprache der Wissenschaft – elabourierte Texte, deren Sound ich in meinen ersten Seminararbeiten zu imitieren versuchte – stecke die absichtsvolle Strategie, all dies zu verdecken. Und zweitens führten der Wettbewerb und Konkurrenzdruck im wissenschaftlichen Betrieb zur Ausbildung eines Habitus, der auf Selbst- und Fremdbetrug beruhe und der letztlich jegliche Freude am Entdecken und Forschen zu zerstören drohe. Die «Problemlösungsfunktion», so Wagner, trete mit dem Einfinden in das akademische Miteinander und der eigenen Karriere immer stärker hinter die «Aufstiegsfunktion» von Wissenschaft zurück. Wettbewerb, <Leistung>, der Erwerb von Reputation: Wissenschaft werde zum bloßen Mittel des Aufstiegs. Und diese «Aufstiegsfunktion» sei es, die neben der Wissenschaftssprache den Bluff provoziere, denn «will man aufsteigen, dann darf man sich nicht so mangelbehaftet darstellen, wie man als Mensch nun einmal unvermeidlich ist».¹³ Der Bluff «zementiere» die Angst, und raube so die Freude am Nachdenken oder am Sichvertiefen in Probleme. Darin bestünde zwar der «offizielle Zweck» der Universität.¹⁴ Doch weil der Wunsch nach Aufstieg und Exklusivität die Kommunikation in Lehre und Forschung beherrsche, entstehe «der heimliche Lehrplan <Überlegenheit>» – der Akademikerhabitus. Dieser «<heimliche Lehrplan>», so Wagner, sei «viel wichtiger als die Ergebnisse des inhaltlichen Studiums».¹⁵

Ich war fasziniert – von Wagners Thesen und Erklärungen, und von meiner eigenen Aufgeklärtheit, die ich Wagner zu verdanken hatte. Aber vielleicht war ich auch ein bisschen *zu sehr* fasziniert. Denn dass gesellschaftlicher Aufstieg ein doch ziemlich legitimes Bedürfnis darstellt, kam mir nicht in den Sinn. Ich richtete mich in einer Haltung ein, in der ich in vermeintlicher Abgeklärtheit auf die Universität blickte. Und, ohne es zu bemerken, reproduzierte ich auf diese Weise genau jenes Selbstverhältnis, das sich die Angehörigen des akademischen Betriebs abfordern. In gewisser Weise bluffte ich selbst, trotz oder gerade wegen der Lektüre.

¹² Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [1992], 77 f.

¹³ Wolf Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff heute. Wie studieren und sich nicht verlieren*, aktualisierte und vollständig überarbeitete Neuauflage, Berlin 2007, 58.

¹⁴ Ebd., 63.

¹⁵ Ebd.

In späteren Textfassungen hat Wagner versucht, deutlicher zu machen, was er mit dem Begriff des «Bluffs» beschreiben wollte. Während der *Prokla*-Aufsatz noch naheulegen scheint, dass der Bluff eine <Täuschung> oder <Vorspiegelung> ist, die jeglicher Substanz entbehrt, stellt Wagner in *Uni-Angst und Uni-Bluff* klar, dass es um etwas anderes gehe.¹⁶ Tatsächlich funktioniert der Bluff wie ein Pokerspiel: Gute Spieler_innen blufften eben nicht, wenn sie ausschließlich schlechte Karten hätten – «das wäre viel zu riskant». Wagner führt eine Spielsituation an, in der die Spielenden ungefähr gleich gute Karten haben; eine Situation, in der geringe Unterschiede den Gewinn bedeuten können und bereits ein überzeugendes Lächeln möglicherweise vermag, die anderen zum Aufgeben zu bewegen. Es sei diese «subtile Form» des Bluffs, um die es beim «Uni-Bluff» gehe.¹⁷ Dieser Bluff – Wissenschaftler_innen geben sich ein wenig besser, klüger, belesener, kundiger, als sie tatsächlich sind – geschehe «aus einem tausende Male eingeübten Reflex zur Absicherung und Aufwertung der eigenen Darstellung [...]. Es geht also normalerweise um gewohnheitsmäßiges Imponiergehabe, selten um Hochstapelei».¹⁸

Allerdings, so Wagner weiter, bedürfe es einer besonderen Einübung in diesen Bluff, damit er nicht nur akzeptiert, sondern als gleichsam «natürliche» Erscheinung einer akademisch gebildeten Person, als deren begründetes und wohlgewähltes Ausdrucksmittel, als gelungene Einpassungsleistung wahrgenommen werde: «das richtige Auftreten, die souveräne Lässigkeit, die den Akademikerhabitus prägt».¹⁹ Die Universität als Fabrik und «Maschine» – sie war offenbar niemals zu denken ohne die Selbstzurichtung der sie bewohnenden Subjekte.

Wagner beschreibt, wie sich die Universität als Ort erweist, an welchem am besten diejenigen zurechtkommen und als Professoren Karriere machen,²⁰ die in der Lage seien, «Antennen für die unausgesprochenen Verhaltensanforderungen ihrer Umwelt zu entwickeln», etwa Menschen mit einer «nie gesättigten Sucht nach Selbstbestätigung» oder «narzisstisch Gestörte».²¹ Und gerade dies erkläre, weshalb diese Menschen die dreifache Entfremdung – «vom Stoff, von den anderen und von sich selbst» –, die «an der Universität immer wieder neu hergestellt»²² werde, so klaglos ertrügen: «Alle Inhalte und Beziehungen sind ihnen sowieso nur Mittel, um im wertenden Vergleich das in Frage gestellte <Selbstwertgefühl> immer wieder zu sichern».²³

Rückblickend kann ich die Folgen des Bluffs nicht nur an meinen ersten eigenen Seminararbeiten ablesen, die mir heute wie unfreiwillige Parodien auf den «überschüssige[n] Argumentationsaufwand, die Umständlichkeit und Gespreiztheit [...] und das großspurige akademische Gehabe»²⁴ der allermeisten Texte erscheinen, die ich im Studium las. Formen der «überschüssigen Selbstdarstellung, die verschleiernde, imponieren wollende Wissenschaftssprache»²⁵ begleiten mich als Leser und Verfasser wissenschaftlicher Texte bis in die Gegenwart.

Die Konsequenzen des allgegenwärtigen Bluffs gehen tief, so Wagner, und sie berühren mehr als Fragen des Stils.

¹⁶ Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [2007], 54.

¹⁷ Ebd., 55.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Ebd., 63.

²⁰ Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [1992], 50.

²¹ Ebd., 41 f.

²² Ebd., 21.

²³ Ebd., 42.

²⁴ Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [2007], 55.

²⁵ Ebd.

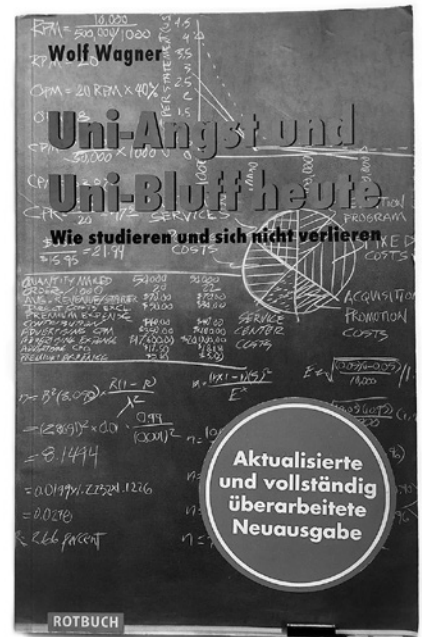
Das Problem beim Uni-Bluff ist, dass man ständig aufgeplustert bleibt, den Akademikerhabitus zur zweiten Natur werden lässt. Dann steht man sich selbst im Weg, kann seine normale inhaltliche problemlösende Arbeit nicht erledigen und jagt anderen Menschen Angst ein oder sendet Wettkampfsignale, auch in Situationen, in denen man das gar nicht will und es völlig unangebracht ist, etwa beim Flirten oder Feiern.²⁶

Wer Pausengespräche auf Tagungen kennt, weiß, wovon die Rede ist. Ich habe solchen Performances nicht nur beiwohnen dürfen, sondern ganz sicher, in der ein oder anderen Weise, an ihnen mitgewirkt.

Allerdings griffe es gleichfalls zu kurz, Wagners Argumentation darauf zu reduzieren, problematische Umgangsweisen der Angehörigen der Universität benennen zu wollen. *Uni-Angst und Uni-Bluff* kennzeichnet ein egalitäres Anliegen, das sich gegen die akademische Elite (respektive jene, die sich darunter verstehen) richtet. Dass das Buch ein «Manifest auf das Recht auf Durchschnittlichkeit»²⁷ gewesen sei, wird Wagner in seiner Autobiografie später schreiben und betonen, dass dahinter keineswegs intellektueller Kleinmut gesteckt habe. Ihm sei es zuallererst darum gegangen, so Wagner, «Menschen wie mir ein Recht auf gleichberechtigtes Lernen und Leben an der Uni [zu] ermöglichen: Wenn man etwas nicht verstand, dann sollte man sich nicht die Schuld daran geben müssen». Für viele im akademischen Betrieb, so Wagner weiter, sei diese Proklamation des «Rechts auf Durchschnittlichkeit» ein Skandal gewesen: «Sie empfanden sie als Angriff auf ihre Intellektualität und als Versuch, die traditionelle deutsche Universität der Eliten zu zerstören. Und sie hatten recht damit».²⁸

Wie sehr die Universität und ich selbst in diesen Klassenkampf – «kein Kampf zwischen links und rechts, sondern zwischen den seit Generationen akademisch Gebildeten und denen, die ebenfalls teilhaben wollen an der höheren Bildung»²⁹ – verwickelt waren und sind, habe ich zunächst nicht begriffen. Aber ich hätte es bemerken können, denn gerade an der einstigen «Arbeiteruniversität» im Ruhrgebiet bildete sich dieser Kampf in prototypischer Weise ab.

In den nuller Jahren – ich studierte immer noch vor mich hin und arbeitete nebenher (oder umgekehrt) – war es auch offiziell mit dem sozialdemokratischen Versprechen der «Bildung für alle» vorbei. Nach Studiengebühren, die ich als Langzeitstudierender zu entrichten hatte, kam die sogenannte Exzellenzinitiative. Die Universität plante, sich zu bewerben. Dem NDR-Satiremagazin *extra 3* war das einen Beitrag wert, der sich unverblümt befeißigte, diese Absicht als idiotisch und die Universität als tristen Sanierungsfall darzustellen. Zwar war mir die ganze Idee der «Exzellenz» zuwider (und hier traf die Kritik, die der Fernsehbeitrag formulierte, ins Schwarze). Zugleich wurde



26 Ebd., 115.

27 Wagner: Ein Leben voller Irrtümer, 140.

28 Ebd.

29 Ebd., 167.

jedoch *victim blaming* betrieben und dadurch, im Umkehrschluss, die Idee der <Exzellenz> bestätigt. Ein paar Jahre später war die Ruhrgebietsuniversität dann tatsächlich <exzellent>. Für die Begehung waren jene Teile des Sichtbetons, die den Gutachter_innen ins Auge stechen mussten, gesäubert worden, während der nicht sichtbare Rest verschmutzt blieb. So lernte ich, auch wenn mir die theoretischen Begriffe oft fehlten und meine politische Einordnung bruchstückhaft bleiben musste, viel über den Klassenkampf von oben, über <Exzellenz> und über den klassistischen Kern eines elitären, romantischen Bildungsbegriffs, dessen Apologeten bis heute daran zu erkennen sind, dass sie über Studierende schimpfen, die immer blöder würden. «Das waren die Klassenkämpfe der folgenden vierzig Jahre und sind es heute noch»,³⁰ wird Wagner später resümieren.

Zwischenzeitlich warf ich mein Exemplar von *Uni-Angst und Uni-Bluff* allerdings fort. Mein Buchregal war zu klein geworden; die ganzen Bücher, die ich gekauft hatte, um sie nicht zu lesen, nahmen zu viel Platz weg. Und vermutlich dachte ich auch, dass ich bereits alles verstanden hätte und das Buch inzwischen irrelevant wäre. Als ich *Uni-Angst und Uni-Bluff* in einer Art Spurensuche in eigener Sache erneut lesen wollte, musste ich mir die Neuausgabe kaufen – um festzustellen, dass ich ein anderes Buch vor mir liegen hatte.

2007

In seiner Autobiografie beschreibt Wolf Wagner eine Reihe jener Gründe, die ihn in den achtziger Jahren dazu bringen, die Universität zu verlassen. Frustriert vom akademischen Betrieb und, so seine damalige Einschätzung, ohne Zukunftsperspektive in der Wissenschaft, flieht er zunächst auf eine griechische Insel, um wenig später, ernüchtert von der dörflichen Enge, nach Deutschland zurückzukehren. Dort wendet er sich Esoterik, Psychotechniken und New Age zu – bis hin zu einer Ausbildung als Körpertherapeut und Heilpraktiker. Doch die deutsche Einheit ändert noch einmal alles, und vom «Irrtum» seiner «Rundreise durch die Psychowelt»³¹ geläutert, wird Wagner Professor für Soziale Arbeit an einer ostdeutschen Fachhochschule. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere wird er schließlich zum Rektor gewählt. Doch auch in dieser Position, so schreibt Wagner, «überfielen mich wieder die gleichen Redeängste, wenn ich im Plenum der Hochschulrektorenkonferenz vor den anderen Rektorinnen und Rektoren etwas sagen sollte. Die Uni-Angst hörte nie auf und hielt so auch die Angstabwehr, den Uni-Bluff, lebendig».³²

2007, 30 Jahre nach der Erstveröffentlichung, erscheint eine völlig veränderte Neuausgabe von *Uni-Angst und Uni-Bluff*. Mit dem ursprünglichen Buch hat sie nicht mehr viel gemeinsam. Zwar bleibt Wagner bei seiner grundlegenden These eines alles durchziehenden Bluffs. Zugleich revidiert er seine Argumentation jedoch an einer entscheidenden Stelle. In allen früheren Fassungen

³⁰ Wagner: Ein Leben voller Irrtümer, 140.

³¹ Ebd., 174.

³² Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [2007], 49.

endete das Buch stets mit einer Ermunterung – es gehe darum, das Bluffen zu unterlassen, sich den eigenen Ängsten zu stellen, sie zu offenbaren und so ein solidarisches Miteinander zu ermöglichen, das einem gemeinsamen Lernen vorausliegt. Aber während Wagner im *Prokla*-Aufsatz noch davon spricht, dass der Bluff eine eben nur «beinahe allgemeine Notwendigkeit»³³ sei, um in der Folge über eine andere Universität und ein anderes Studieren, «ohne sich zu verlieren», nachzudenken, zieht er in der Neufassung von *Uni-Angst und Uni-Bluff* den gegenteiligen Schluss. 30 Jahre und eine Hochschulkarriere später resümiert er: «In der Urfassung war ich noch der Auffassung, es gehe auch ohne Bluff. Jetzt denke ich, es geht gar nicht ohne und versuche Wege aufzuzeigen: Wie bluffen, ohne sich selbst zu bluffen.»³⁴ Und so ist das Buch in seinen drei Fassungen nicht nur eine Reflexion von Wagners eigener Laufbahn im Wissenschaftsbetrieb. Die Editionsgeschichte bildet auch einen weitreichenden Wandel von Universität selbst ab.

Nicht nur fällt auf, dass die späteren Fassungen von *Uni-Angst und Uni-Bluff* viel stärker auf Fragen bildungspolitischer Entwicklungen abheben. Ausführlich widmet sich Wagner in der Neuauflage von 2007 der Hochschulpolitik: Bologna-Reform, Exzellenzinitiative, die argwöhnische Konkurrenz von Universitäten und Fachhochschulen in einem System, das immer mehr Menschen postsekundäre Abschlüsse ermöglichen soll, aber von elitären Bildungskonzepten nicht lassen mag. Auch die Frage nach Klassenverhältnissen gelangt (im Gegensatz zur Genderdimension, die von Anfang an thematisiert wird) erst in der neuesten Ausgabe vollständig in den Blick. Und während in den ersten beiden Fassungen des Buches – und insbesondere im *Prokla*-Aufsatz – die Rede von einer grundlegenden «Entfremdung» ist, die alle Angehörigen der Universität erfasse,³⁵ verschwindet dieser Begriff in der dritten Ausgabe völlig. Ganz ohne Serviceorientierung für eine neue Generation von Studierenden geht es auch nicht: Das ursprüngliche Kapitel «Gegenstrategien» trägt nun den Titel «Wie genussvoll und effektiv studieren».³⁶

Die wichtigste Veränderung schließlich betrifft jedoch die Bewertung der «Aufstiegsfunktion» von Universität. Während Wagner noch in der zweiten Fassung des Buches die Auffassung vertritt, es sei ein Fehler, anzunehmen, dass alle Menschen nach Aufstieg strebten und ihren Selbstwert an ihrer Stellung in der Hierarchie messen würden,³⁷ schlussfolgert er in der Neuauflage, zwar möge es viele Studierende und Lehrende geben, die nur um der Sache willen studierten, forschten und lehrten und nicht, weil sie sich einen sozialen Aufstieg oder Reputationsgewinn von dieser Tätigkeit erhofften – er, Wagner, habe «so jemanden allerdings an der Hochschule nie getroffen».³⁸ Am Ende der dritten und vermutlich letzten Fassung von *Uni-Angst und Uni-Bluff* stehen daher eine Vielzahl von Tipps zum sozialen Aufstieg in der Institution. Heute gehe es nicht mehr darum, dem Bluff abzuschwören, sondern ihn strategisch einzusetzen – etwa dort, wo sich die didaktische Hilflosigkeit vieler Lehrender für das eigene Fortkommen nutzen ließe.³⁹

³³ Wagner: *Der Bluff*, 60.

³⁴ Wolf Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff. Wie studieren und sich nicht verlieren*. Text der Erstausgabe von 1977, online unter www.fh-erfurt.de/sozifileadmin/SO/Dokumente/Lehrende/Wagner_Wolf_Prof_Dr|Publikationen/unibluffurfassung.pdf, gesehen am 4.12.2018.

³⁵ Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [1992], 21.

³⁶ Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [2007], 115–146.

³⁷ Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [1992], 30.

³⁸ Wagner: *Uni-Angst und Uni-Bluff* [2007], 58.

³⁹ Vgl. ebd., 147 f.

2019

Nicht nur als Illustration auf dem Einband von *Uni-Angst und Uni-Bluff* ist die Fabrik verschwunden. Auch die Autofabrik, deren helle Lichter nachts bis zu den Türmen der Wohnheime hinüberschien, ist geschlossen und demontiert worden. Wie die Gründung der Universität war sie Ausdruck der Hoffnung auf einen Strukturwandel in einer Stadt, die nach dem Ende der Montanindustrie eine Zukunft suchte und immer noch sucht.

Nie habe ich meinen eigenen Eingang in die Universität vergessen – jenen Moment, in dem ich mit den anderen vor der offenen Tür des Seminarraums wartete. Dass mir dieses *welcome to the machine* heute noch so präsent ist – auch wenn diese Maschine schon damals wohl weniger in den Begriffen von Marx und Ford zu bestimmen gewesen wäre als mithilfe derer von Deleuze und Guattari –, hat einen einfachen Grund. Ich hatte mir vorgenommen, ihn nicht vergessen zu wollen.

Zu Beginn des Semesters gehe ich an den Wartenden vorbei und betrete den Seminarraum. Die Studienanfänger_innen sind vor der Tür stehen geblieben, wartend, mit ihren Smartphones beschäftigt, über Social-Networking-Sites jederzeit integriert in einen unablässigen Strom von Konversationen, der, einer Rettungsleine gleich, eher aus der Universität hinaus- als hineinzuführen scheint. Was hätte *Uni-Angst und Uni-Bluff* ihnen heute zu sagen? Was habe ich ihnen zu sagen?

1992 schließt Wagner sein Buch mit dem Hinweis, es sei für das Vorhaben, zu studieren und sich nicht zu verlieren, «möglicherweise recht nützlich [...], bei allem Bemühen um ein sinnvolles Studium den Sinn des Lebens doch außerhalb der Universität zu suchen».⁴⁰ 15 Jahre später ist der Hinweis verschwunden. Die Vorstellung einer «Wissenschaft als Lebensform»⁴¹ dürfte den allermeisten der gegenwärtigen Studierenden eher seltsam anmuten. Sie sehen ihr Studium als notwendige Übergangsphase zwischen Schule und Beruf.⁴² Ich bin mir nicht sicher, ob das unbedingt eine schlechte Entwicklung ist.

Wenn ich den Raum betrete, um die Studienanfänger_innen zu begrüßen, klappe ich meinen Laptop auf, schließe die Tonanlage an und spiele Musik. Es ist noch etwas Zeit, bis es losgeht – zwei, drei Stücke, die, so würde ich mir wünschen, für einen Moment eine angenehme Atmosphäre schaffen, die es denen, die gekommen sind, etwas leichter macht, das Schweigen zu brechen. Auf dem Brachland der einstigen Autofabrik stehen jetzt große Tafeln. Sie künden von einer Zukunft, die es noch nicht gibt und von der unklar ist, wie sie aussehen wird.

⁴⁰ Wagner, *Uni-Angst und Uni-Bluff* [1992], 117.

⁴¹ Vgl. Jürgen Mittelstraß: *Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität*, Frankfurt/M. 1982.

⁴² Vgl. Raunig: *Fabriken des Wissens*, 45.